

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Hirtenlegende.

Sanct Wendelin sitzt am Aterrain,
gelassen den Hirtenstab zwischen den Knien,
schaut still von der Höhe hinunter zum Main,
sieht die Flüsse im Flusse, die Vögel im Winde ziehen
und ist ganz in Himmel und Land wie in einen weiten
Mantel gehüllt.

Daran glänzt die Sonne als goldener Knopf.
Wenn aus der Herde ein Ochstein brüllt,
hebt der Heilige ruhig den Kopf
und blickt nach dem Tier.

Die StraÙe von Bamberg her tragt ein Zug
Ritter und Fräulein in seidener Zier.

Der Bischof zügelt das Roß und hebt sich im Bug.
„Bruder Wendelin, komm mit mir!
In meinem Hause ist Platz genug.
Biel zu lang schon bist du ein Hirte für Ochsen gewesen.
Hüte die Seelen in meinem Bistum so gut,
und du kannst morgen die erste Messe lesen.“

Erhebt sich Wendelin und küßt den zerbeulten Hut.
„Biel Günst, Euer Gnaden, für einen geringen Mann!
Ich dank, und litt, wekt es nicht übel anschreiben,
daß ich dem Ruf nicht folgen kann.
Will lieber bei meinen Ochsen bleiben.“

Dem Bischof fährt der Zorn ins Gesicht.
„So gilt dir Kuhweide mehr als Priestergnade?“

Sanct Wendelin lächelt fein und spricht:
„Ganz offen, Herr! Es wäre zu schade.
Ich bin nun einmal kein Schleicher und Späher,
gehöre zu Kühen, Wiesen und Bauern
und fühle mich Gott bei meinen Ochsen näher
als ihr in euren glänzenden Mauern.
Laßt mich, Herr Bischof, weiter in meiner Stille.
Es ist Gottes und meiner Ochsen Wille.“

Fort jurengt der Zug. Die StraÙe stiebt Funken.
Sanct Wendelin ist wieder ganz in Sonne, in Wolken,
in rauschende Felder versunken.

Karl Bröger.

Die Wunder von Kleckenitz.

Von Peter.

Solche Dürre hatte Kleckenitz seit Jahrzehnten nicht erlebt. Zwar spendete der „Kleckenitzer Stadt- und Landbote“ allmorgendlich Trost, indem er einen Witterungswechsel versah, aber seine Beziehungen zu Petrus mußten höchst mäßige sein. Prophezeite der Kleckenitzer eine leichte Abkühlung, so stieg todsicher die Quecksilbersäule, wiewohl sie fast ganz oben stand, um weitere zwei Striche, versprach er Regen, so höhnte am nächsten Tage ein chemisch gereinigter Himmel über Kleckenitz. Das hinderte aber nicht, daß die allmorgendliche Regenverheißung Balsam auf die Herzenswunden der Kleckenitzer träufelte, die ihr Korn weiß und ihre Kartoffelstauden braun werden sahen. Endlich holte der Kleckenitzer Wetterprophet in seinem Kampf gegen die himmlischen Gewalten zum entscheidenden Schläge aus. Er verständigete:

Die furchtbare Hitzeperiode wird in den nächsten vierundzwanzig Stunden nach amtlicher Mitteilung bestimmt ihr Ende finden. Vom Atlantischen Ozean naht eine Kälteperiode, verbunden mit einem noch nicht dagewesenen barometrischen Minimum. In Island schneit es bereits. Schon in den nächsten Stunden dürfte die Kälteperiode Kleckenitz erreicht haben.

Kaum war dies gedruckt, als Kleckenitz seinen heißesten Tag erlebte. Sieben Brunnen trockneten aus, acht Menschen mußten mit Hitzschlag ins Krankenhaus geschafft werden, darunter der verdienstliche Wetterprophet des „Kleckenitzer Stadt- und Landboten“, der

gleichzeitig auch das Politische, Lokale und den Unterhaltungsteil redigierte. Seiner einzigen Geisteskraft beraubt, engagierte der Drucker und Verleger auf einige Tage einen jungen Volontär, der zufällig in Kleckenitz seine Sommerfrische verbrachte. In seiner Not übersah der besorgte Unternehmer sogar, daß dieser Erfah mit Spreewasser getauft war und von der Landwirtschaft so gut wie gar nichts verstand, während sich in Kleckenitz doch alles um diese drehte.

Der Navize begann denn auch mit einer revolutionären Neuerung. Durch die Mißerfolge seines Vorgängers gewichtig, verfaßte er folgende Notiz:

Unabsehbare Fortdauer der Dürre. Die gegenwärtige Hitzeperiode wird nach amtlichen Mitteilungen bis in den Spätherbst anhalten. Ueber die Ursachen dieser Erscheinung erfahren wir von sachverständiger Seite, daß die letzte Hitzeperiode sich auf ihrem Zuge nach Südosten im Wetterwinkel des Baltans so festgeklemmt hat, daß sie auch durch die stärksten Winde nicht herausgelassen werden kann. Erst wenn sie durch die natürliche Winterkälte zusammenschrumpft, dürfte sie sich von selber soweit lockern, daß ihr Abzug zu gewärtigen ist.

Schmunzelnd freute sich der neue Redakteur, wie er gegen seinen Vorgänger durch richtige Wetterprophezeiung glänzen werde. Aber er kannte Kleckenitz nicht. Die erste Folge seines Schrittes waren hundert entrüstete Abbestellungen, weil „der Landbote nicht mehr wie früher für die Interessen seiner Abonnenten eintrete“. Der enttäuschte Verleger schnob Wut.

Das war am Mittag. Am Nachmittag aber zog von Westen eine Wetterwand herauf, die erst milchweiß glänzte, dann grau, darauf violett und schließlich tintenschwarz wurde, umkränzt von einer weißerwühlten Straußfederboa. Der Tag wechselte sich in Nacht, und dann brach ein Gewitter los, wie selbst die ältesten Kleckenitzer sich nicht erinnern, je erlebt zu haben. Der Raum zwischen Himmel und Erde verwandelte sich in stürzendes Wasser, bei jedem Witzschlag kippte oben eine frischgefüllte Wassermulle um, es klatschte und platschte, als sei ganz Kleckenitz eine Kiesenbadewanne geworden. Die Kleckenitz, durch die eben noch die Kinder gewatet waren, brauste „vom Fels zum Meer“, als wolle sie dem Vater Rhein Konkurrenz machen. Keller liefen voll und auf den Wiesen schwamm das Heu davon. Noch am folgenden Morgen hielt ein schwerer Landregen an, während die erstaunten Kleckenitzer selgendes beim Frühstück lasen:

Wir haben es geschafft!

Der „Kleckenitzer Stadt- und Landbote“ siegreich.

Das Wetter ist umgeschlagen. Der Regen erquickt die ausgedörrten Felder. Dies ist das Verdienst des „Kleckenitzer Stadt- und Landboten“, der Tag und Nacht über die Interessen der ihm anvertrauten Abonnenten wacht. Nachdem wir dahinter gekommen waren, daß aus Trost und Tüde das Wetter sich dieses Jahr stets nach dem Gegenteil unserer Prophezeiungen richtet, haben wir den Wettergott durch unsere geistige Notiz herausgefordert, die von vielen unserer Leser nicht verstanden wurde. Wir nehmen es nicht übel. Ist doch auch der Wettergott auf unsere Prophezeiung anhaltender Dürre hereingefallen, wodurch unser Zweck voll erreicht wurde. So werden wir auch weiter, unbeirrt durch Neid und Unverständnis, für die Interessen von Kleckenitz (Stadt und Land), für Haus, Herd und Grundbesitz kämpfen, für deutsche Sitte und Art, bis der deutsche Wiederaufbau vollendet ist und unter wehendem schwarz-weiß-roten Banner unser geliebter Kaiser seinen Einzug hält.

In der Folge hob sich der Abonnentenstand des „Stadt- und Landboten“ gewaltig. Die Abbesteller lehrten reumütig zurück und der Kriegerverein übernahm die Propaganda für das gesinnungstüchtige Blatt.

Nur der Urheber dieses Glücks genoss seinen Triumph nicht mehr. Er hatte am Abend seines Erfolgs einige Gläschen zuviel getrunken und war in die Kleckenitz gefallen, sie durch sein Todesopfer — das erste und einzige seit Menschengedenken — offiziell zum deutschen Strom erbebend.

Man soll eben doch nicht den Wettergott herausfordern. . .

Der Neandertaler.

Die durch die preußische Regierung erfolgte Erklärung des Neandertales als Naturschutzgebiet lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegend, in der vor nun 65 Jahren der berühmte prähistorische Schädel gefunden wurde, der zum Ausgangspunkt eines ganz neuen und bedeutsamen Zweiges der Anthropologie werden sollte. Es war im Jahre 1856, als in einer kleinen Höhle des bei Weilmann im Regierungsbezirk Düsseldorf gelegenen Neandertales, und zwar in der sog. kleinen Feldhofer-Grotte, ein Skelett aufgedeckt wurde, das in eine 2 Zentimeter dicke diluviale Lehmschicht eingebettet war. Man faand von diesem Skelett das Schädeldach, zwei Oberschenkel, zwei Oberarme, drei Ellen, eine Speiche, ein Schlüsselbein, Teile vom Becken und Schulterblatt sowie Bruchstücke von Rippen. Der Fund rief in der wissenschaftlichen Welt alsbald eine lebhafteste Kontroverse hervor. Sofort wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, daß es sich hier um die Ueberreste eines prähistorischen Menschen aus fernster Vorzeit handele, einer Anschauung, der jedoch kein geringerer als Rudolf Virchow auf das entschiedenste widersprach. Der damals schon hochberühmte Anatom warf, das ganze Gewicht seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in die Waagschale, indem er erklärte, von einem Menschen der Vorzeit könne gar keine Rede sein, und das Skelett müsse von einem Individuum herrühren, das an Knochenentzündung gelitten habe, durch die der Schädel deformiert sei. Lange Zeit kam gegen Virchows Autorität die andere, richtige Anschauung nicht auf, und erst nach Jahrzehnten konnte Schwabe den Nachweis erbringen, daß Virchow im Irrtum war. Der Schädel des Neandertalers, wie man ihn wissenschaftlich nannte, wurde später durch Hermann Moatsch rekonstruiert und befindet sich im Bonner Provinzialmuseum. Er vereinigt in sich menschliche Merkmale mit Affencharakteren und nimmt in der Mehrzahl seiner Eigenschaften zwischen den höchstehenden Affen und dem Menschen eine Mittelstellung ein, jedoch so, daß der Neandertaler den antropomorphen Affen näher als dem Menschen von heute steht.

Maßgebend für das Durchdringen der Anschauung, daß es sich hier um die Ueberreste eines Menschen aus grauester Vorzeit handele, war die Auffindung zweier anderer, übrigens schlecht erhaltener Schädel in der Höhle von Spy in Belgien, die im Jahre 1887 erfolgte. Man erinnerte sich dann auch an einen noch weit älteren Fund, der im Jahre 1835 in der Höhle von Engis bei Lüttich gemacht worden war. Damals hatte Schmerling zwischen Knochen des Mamutts, des wollhaarigen Nashorns und des Höhlenbären zwei ähnlich altertümliche Schädel eines jüngeren und eines älteren Menschen gefunden. Hierzu kamen bald weitere Ausgrabungen in Frankreich, in Belgien und in verschiedenen Höhlen Mährens, besonders aber die Funde von Krapina in Kroatien seit dem Jahre 1901. Bei Krapina fand man die Knochenüberreste von nicht weniger als etwa zehn Individuen verschiedenen Alters und Geschlechts; sie waren zur Erlangung des Markfettes aufgeschlagen und teilweise durch das Feuer einer Herdstelle angebrannt. Offenbar waren diese Individuen der Vorzeit einst hier überfallen, getötet und nach Kannibalenart verspeist worden.

Alle noch etwa bestehenden Zweifel über die Rassenmerkmale des altdiluvialen Neandertalers wurden durch die bedeutsamen Funde des schweizerischen Archäologen Otto Hauser zerstreut, der im März 1908 in der Grotte von Le Moustier im Departement Dordogne (Südfrankreich) den Schädel eines jugendlichen Individuums fand, und zwar in einer völlig ungestörten Schichtung, der Hauser ein Alter von etwa 140 000 Jahren berechnete. Noch nie zuvor war ein menschliches Skelett in einer Schicht von so hohem Alter konstatiert worden. Hauser war überzeugt, die Ueberreste eines der Neandertalrassen angehörenden Individuums vor sich zu haben, und Moatsch, der einige Monate später den Fund hob, und rekonstruierte, schloß sich der Hauserschen Auffassung an. Ein Jahr später, im August 1909, gelang Hauser die Ausgrabung eines neuen vorzeitlichen Skeletts, das vorzüglich erhalten war, und das sich in einer Halbhöhle fand, die im Volksmund den Namen Combe Capelle führt. Die Fundstelle befindet sich etwa 50 Kilometer in Luftlinie von Le Moustier entfernt, gehört aber einer anderen, jüngeren Kulturstufe, dem sog. Aurignacien, an. Auch die beiden Skelettfunde zeigen scharf voneinander getrennte Merkmale und lassen deutlich erkennen, wie die beiden Typen, der Homo Mousteriensis und der Homo Aurignacensis, Angehörige ganz verschiedener Kulturen sind.

Erst diese Hauserschen Funde haben dem mehr als ein halbes Jahrhundert vorher entdeckten Neandertaler zu seiner weittragenden wissenschaftlichen Bedeutung verholfen. Moatsch konnte aus den Merkmalen der Schädel nachweisen, daß die Neandertalrassen die ältere und primitivere ist, während die Aurignac-Rasse jüngeren Ursprungs sein muß, da sie höher entwickelt ist. Aus diesen beiden europäischen Rassen und deren Vermischung ist die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung Europas hervorgegangen. Die

Neandertalrassen war schon vor der Eiszeit über den ganzen Norden des Erdteils zusammen mit einer Tierwelt verbreitet, die der noch heute in Afrika lebenden nahe verwandt war. Denn das hat sich durch die genaue Erforschung der Höhlenfunde und ihren Vergleich mit anderen vorzeitlichen Funden genau feststellen lassen. Sicherlich ist der Neandertaler aus Afrika nach Europa gelangt, über die Landbrücken, die vor der Eiszeit sowohl bei Gibraltar wie zwischen Tunis und Sizilien noch bestanden haben. Auch nach Norden hin besaß Europa Landbrücken mit Grönland und dieses wieder mit Amerika, woher sich dessen Urbevölkerung in ihrer Abstammung erklären läßt. Als das Diluvium begann, und als die Gletscher Menschen und Tierwelt nach Süden drängten, erhielten sie sich in den vom Eis freibleibenden Gebieten Mitteleuropas, namentlich in Frankreich.

Ein anderer Teil der prähistorischen Tierwelt ist aber, nach seiner Verwandtschaft mit den asiatischen Formen zu schließen, von Osten her nach Europa eingewandert, und mit dieser asiatischen Mamuttierwelt ist auch der Homo Aurignacensis von Osten gekommen, wie seine Verwandtschaftsbeziehungen mit den heutigen niederen Menschentypen Südasiens und Australiens, das ja früher durch den Sunda-Archipel mit dem asiatischen Kontinent zusammenhing, klar erkennen lassen.

Es bestehen ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß diese beiden Rassen in Europa zusammengelassen und einander bekämpft haben, wobei die intellektuell geringer entwickelte Neandertal-Rasse von der höherstehenden Aurignac-Rasse verdrängt worden ist. Trotzdem haben sich Rassenmerkmale des Neandertalers infolge unausbleiblicher Vermischung beider Arten erhalten. Wenn jetzt das Neandertal als Naturschutzgebiet erklärt worden ist, so war dabei natürlich die Absicht ausschlaggebend, diese Fundstelle unverfehrt weiteren Forschungen zu erhalten, und wenn man natürlich auch nicht weiß, ob der Schoß der Erde im Neandertal noch weitere Ueberreste des Menschen und seiner tierischen Mitbewohner birgt, so muß doch mit der hohen Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß uns eingehende Forschungen noch überraschende Aufschlüsse über Europas älteste Menschenrasse geben werden.

Ueber die Damen.

Von Ferdinand Johansson

Von der Frau sagt man, sie sei unsere bessere Hälfte, aber ich bitte Sie, wieso denn? Eigentlich sind doch wir Männer die bessere Hälfte! Aber wir sind nur so fürchtbar bescheiden mit allem, was wir haben, und das Beste, was wir haben, zeigen wir gar nicht. Das ist auch gar nicht nötig. Wenn man uns erst richtig kennt, wird das auch so verlangt. Na ja, verlangen kann man's ja! Aber ob wir das tun?

Darauf kommt es an. Wir tun nicht alles, was man von uns verlangt. Aber trotzdem will ich nicht auf die Frauen schimpfen. Im Gegenteil. Ich will die Frauen lieben, soviel ich kann. Meine Mutter war ja auch eine Frau. Und eine schöne Frau! Viel schöner als die Frauen, die ich nachher gesehen habe. Die hab ich ja auch nie so gesehen. Also wirklich, viel schöner war meine Mutter und anständiger war sie auch. Denken Sie, mein Vater hätte sonst eine ganz fremde Frau genommen? Die müßte schon schön sein und anständig auch, sonst hätte er sie nicht genommen. Aber das war einmal! Ein deutsches Märchen! Das ist heute nicht mehr Mode.

Früher hatte man auch viel bessere Stoffe und demgemäß viel bessere Kleider. Die reichten alle viel weiter. Da gingen unten viel weiter runter und oben viel schneller zu. Es ging überhaupt alles viel besser zu, als heute. Wo's schön zugeht! Aber nicht anständig. Und das gibt eben den Stoff zur Unterhaltung, der für manchen Haushalt ausreichen könnte, um eine ganze Familie damit zu bekleiden, aber auch nicht anständig. Ein anständiger Stoff ist heute überhaupt schwer zu finden. Er reicht kaum noch für den Ballsaal. Und dann ist gewöhnlich Tüll drüber und nichts drunter. Wenn aber ordentlich was drunter ist, dann ist gewöhnlich kein Tüll drüber. Und das gibt dann die vielen Ehescheidungen. Und das ist auch wieder nicht anständig.

Oft sieht man ein schönes Ehepaar, er ein schöner Mann, und sie, soweit man das auf einen Blick sehen kann, hat auch alles gut beieinander, und trotzdem haben sie es nicht gut beieinander, und gehen schnell wieder auseinander. Wenn Leute auseinander gehen, dann sagen sie auf Wiedersehen! Aber denken Sie, die tun das? Er pfeift ihr was? und sie denkt: du kannst mir den Buckel aufsteigen! Aber er tut's nicht! Schrecklich finde ich so was! Und das was Beispiel, das das den Kindern gibt? Die sehen doch, wie so was zusammenkommt und wieder auseinandergeht? Die machens nachher auch so! Die denken, es muß so sein! Papa und Mama machten es ja auch so! Und Papa und Mama machen nichts, was nicht so sein muß!

Aber, wie gesagt, die Schuld liegt nicht bei uns Männern, sondern ganz allein bei den Damen. Erstens, weil sie so einen teuren Schneider haben, daß man im ganzen Ehepaar niemals aus dem Schneider kommt, und zweitens, weil sie gerade da keinen Stoff hergeben wollen, wo er nötig ist. Wenn die Damen nichts anzuziehen haben, dann sollen sie nicht auf einen Ball gehen. Sollen zu Hause bleiben. In der Badewanne! Da ist's auch ganz schön! Was die so Kleid nennen? Ist denn das ein Kleid? Das ist bloß 'ne Badehose! Mit'n paar Rüschen dran, damit man's nicht so sieht, was man dann erst recht sieht.

Neulich auch, — ich denke noch mit Entsetzen daran! — da war auch ich mal wieder auf so einem Gesellschaftsballe, mit meinem Freund Meier, und seine Frau war auch da, mit der ganzen Meierei. Sie, da haben die Leute geguckt! — und ich habe mich geniert! Ich hab immer mit ihr getanzt. Hab mit ihr tanzen müssen, weil ich die Frau Meier zu genau kenne. Und daher kam auch das Unglück. Ich bin kurzichtig. Und Frau Meier drückt einen immer so an sich, so dicht an sich, daß man gar nicht wo anders hingucken kann. Das gefällt mir nicht an der Frau. Ich war auch schon dicht genug. Ich wollte mich weiter von ihr entfernen halten und dabei ist mir der Kneifer da reingefallen. O, hat die Frau Meier geschimpft! O, hat das Publikum gelacht! Aber! — hat der Meier gesagt, „wie kannst du? Das ist doch meine Frau?“ „Gut!“ hab' ich gesagt, „behalt sie, aber gib mir meinen Kneifer wieder! Das kann ich verlangen!“ Ich hab' denn auch meinen Kneifer wiedergewonnen! Aber Brügel hätte ich beinahe auch gekriegt, von dem Meier! Und deshalb gehe ich nie wieder auf einen Ball! Oder ich gehe doch wieder auf einen Ball, aber ich warte so lange, bis die Ballkleider wieder Mode sind, wie meine Mutter sie getragen hat, unten und oben alles zu, da kann so was nicht mehr passieren.

Aber mein Unglück ist noch nicht zu Ende! Jetzt will der Meier seine Frau nicht mehr haben. Er sagt: „Nimm du sie!“ Und ich sag: „So siehst du aus!“ Und jetzt gibt's hier auch wieder eine Ehescheidung! Deshalb, meine Damen, sage ich: Fort mit den zu tief ausgeschnittenen Kleidern! Auf einen Ball gehören sie nicht, das gibt nur unnötige Aufregungen! Und wenn Sie das nicht wollen, meine Damen? Auch gut! Aber an Ihre Unschuld glaube ich dann nicht mehr! Denn ich habe inzwischen mit einem Damenschneider gesprochen und der hat mir gesagt: Sie glauben gar nicht, mit welchem Raffinement unsereins arbeiten muß, bis man das Kleid so weit hat, daß die Kundin in holdester Unschuld die ganze nackte Wahrheit zeigen kann.

Wie Goethe im Bade „geneppt“ wurde.

Es gab schon immer Bäder, in denen die Kurgäste in erster Linie als Schäflein angesehen wurden die man gründlich scheeren müsse. Aber solche Uebervorteilungen haben sich jetzt so gehäuft, daß sie an manchen Orten energischer Protest und die Selbsthilfe des geprellten Publikums hervorgerufen haben. Nicht jeder wird in einem solchen Falle der „Nepperi“ so lorrett und systematisch vorgehen wie der alte Goethe. Deshalb sei zu Ruh und Frommen aller, die sich im Bade über zu hohe Preise ärgern, erzählt, wie der Dichter des „Faust“ von dem Wit „zum roten Ochsen“ in Schlaggenwald am 21. Juni 1811 geneppt wurde und wie er sich danach verhielt.

Goethe war damals mit seiner Frau und deren Begleiterin, einem Fräulein Ulrich, zur Kur in Karlsbad. Er schildert uns in seinen „Tag- und Jahresheften“ das Baderleben in diesem Jahre als besonders lustig. „Der niedere Stand des Papiergeldes,“ schreibt er, „hat einen allgemainen Leichtsinne beunruhigt und alle Welt verwirrt gemacht; der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verwirrung hinriß.“ Auch damals schon war also die Valuta an der Preissteigerung schuld, und nicht nur die Gäste, sondern auch die Wirte waren von dieser allgemeinen Verwirrung ergriffen, so daß sie recht gepfefferte Rechnungen ausstellten. Das sollte Goethe bei einem Ausflug nach Schlaggenwald erfahren, wo er die alten Bergwerke besichtigen wollte. Der Dichter war in der heitersten Stimmung, als er nach dem Besuch aller Sehenswürdigkeiten mit seiner Begleitung im „Roten Ochsen“ einkehrte, um dort zu Mittag zu speisen. Aber die Rechnung vertrieb ihm seine gute Laune so gründlich, daß er den Ausflug in seinen „Tag- und Jahresheften“ gar nicht erwähnt. Nur in den so sorgsam geführten Tagebüchern des Meisters finden wir zwei kurze vielgagende Eintragungen. Da heißt es: „21. Juni, früh gegen 6 Uhr ausgefahren nach Schlaggenwald, die Werke besehen. Im „Roten Ochsen“ zu Mittag. Handel mit dem Wirt wegen übertriebener Forderung. 22. Juni. Promemoria wegen des Wirtes in Schlaggenwald und Vorschlag an den Kreishauptmann.“ Wir sehen also daraus, daß sich Goethe bei dem Kreishauptmann, der auch zugleich Badekommissar von Karlsbad war, beschwerte, und diese Beschwerde schriftlich des Dichters ist uns im Wortlaut erhalten. Sie ist ebenso bezeichnend für den Kanzleistil des alten Goethe wie für seine klare Beurteilung der Weltverhältnisse.

Also lautet das „ganz gehorsamste Promemoria“: „Gestern, als am 21. dieses, fuhr ich mit den Meinigen nach Schlaggenwald. Es waren unser 4, wir kehrten zum „Roten Ochsen“ ein und ge-

hossen ein Mittagessen, mit dessen Detail ich weder beschwerlich sein, noch dessen Wert allzusehr herabsetzen will. Genug, man tat ihm sehr viel Ehre an, wenn man den Preis desselben dem der Bäckers auf dem „Posthofe“ gleichstellen und die Person auf 9—10 Gulden anschlagen mochte. Der Wirt jedoch verlangte 66 Gulden und für den Kutscher 10 Gulden, zusammen also 76 Gulden! Ich verweigerte die Zahlung und äußerte, daß ich diesen Vorfall dem Herrn Kreishauptmann Hochwohlgeboren anzeigen würde, welches hierdurch mit Beilage der 76 Gulden gehorsamt bewirkt wird. Es ist hierbei zu bemerken, daß nichts als das große Mittagessen und weder Frühstück, noch Wein, noch Kaffee genossen worden. Der Kutscher erhielt für sich geringe Kost und hatte seinen Hafer bei sich. Unterzeichnete bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt. Aber es ist in diesen Tagen schon öfters zur Sprache gekommen, daß Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt wurden, mit Verdruss über ganz unerwartete Zeichen nach Hause gelehrt und ihre gehoffte und genossene Freude vergällt worden.“ Goethe fügt dann, wie er ausdrücklich betont, „um zu zeigen, wie sehr ich wünsche, daß Karlsbad bei seinem bisherigen guten Ruf von billiger Behandlung erhalten werde, einen „unmaßgeblichen Vorschlag“ bei, wie man diesem Uebel der „Nepperi“ steuern könne. Er beginnt mit der allgemeinen Bemerkung: „Das bisher in Deutschland übliche Zutrauen, daß man in einem Gasthof einkehrt, Bewirtung verlangt und dem Wirt überläßt, zuletzt die Rechnung zu machen, kam bei der gegenwärtigen Krise, bei dem Schwanken des Silber- und Papiergeldes in hiesigen Gegenden wohl kaum mehr statfinden. Vom Wirt ist es kaum zu verlangen, daß er die alten Preise halte, und nicht von den Gästen, daß sie sich neue sollen gefallen lassen.“ Der Dichter rät daher, daß die Reisenden wie in Italien vorher die Preise genau ausmachen, und schlägt vor: „Eine hohe Behörde lege solchen Gastgebern in der Nachbarschaft die Verpflichtung auf, mit Personen, welche entweder vorher Bestellung machen oder welche geradezu anfahren, einen bestimmten Akkord zu treffen über den Preis dessen, was man von ihnen verlange. Den Gästen würde dies bekannt gemacht, und jeder würde sich gern danach richten, weil die Sache sehr einfach ist.“ Goethes Beschwerde hatte den Erfolg, daß der Wirt zu einer Strafe von 10 Gulden und zu einer Herabsetzung seiner Forderung auf 41 Gulden 20 Kreuzer verurteilt wurde. Ob sein „Vorschlag“ von der Behörde aufgenommen wurde, erfahren wir nicht; aber auch heute noch befolgen ihn vorsichtige Leute, die nicht „geneppt“ werden wollen.

Die Haarschleife.

Von Franz Mahle.

Du wollest es nicht; — aber ich hätte sie doch mitnehmen sollen, die verlorene Haarschleife.

Sie hielt sich an der Bordschwelle fest, und der Wind zauselte an ihren regenialen Flügeln. Ich mußte an den abgetriebenen Schmetterling denken, der sich auf meinen ausgestreckten Zeigefinger rettete, als ich einmal durch die große Wasserwüste segelte.

Wer weiß, ob nicht bald einer hinter uns gekommen ist mit schweren Regelschnecken. Und an der Bordschwelle, der zitternde Schmetterling — was fragen so grobe Stiefel danach.

Wenn wir doch die Haarschleife gerettet hätten.

Ich denke, in unserer kleinen Stube wäre wieder ein ganz schmucker Falter daraus geworden.

Und dann wären wir in die Straßen gegangen, wo die ganz Armen wohnen und hätten uns eine kleine, ganz vergessene Menschenblume gesucht.

Was meinst du dazu? Du bist doch auch einmal ein kleines blondköpfiges Mädchen gewesen.

Vielleicht hätte es die leinenen Falterflügel gestreichelt mit seinen kleinen blauen Händen. Ich glaube es schon.

Wenn wir doch die verlorene Haarschleife gerettet hätten.

Glück.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens
Und sent' das Haupt in dem Erkennen:
Wie wertlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen.
Das Ringen ist's, das dich beglückt,
Erfolg schon hat den Kranz zerrissen,
So wie das Forschen nur entzückt
Und nimmermehr das volle Wissen.
Nur, was noch aussteht zu gewinnen,
Nur, was im Leben wir verloren,
Erscheinet groß vor unsern Sinnen;
Zufrieden sind allein die Toren.
Doch wer erlernt, des Lebens Preise
Zu werken als ein eitles Nichts,
Der fürchtet auch kein Ziel der Reise
Und keine Tage des Gerichts.

Ludwig Anjengrunder.

Auf einer indischen Bahnstation. Wie durch die endlosen Prärien Amerikas der Eppreßzug als flüchtiger Gruß aus einer anderen lebendigen und bunten Welt faust, so kommt auch in das weltferne Dasein des inneren Indiens die Eisenbahn nur, um ein kurzes, rasch wieder entschummerndes Leben zu wecken. Der rotgefärbte Boden wirft die Hitze zurück, daß die Haut sich bräunt, und die Schienen strahlen das Licht blendend zurück, daß die Augen schmerzen. Soweit man blicken kann, zieht sich in beiden Richtungen die Linie der Schmalspurbahn kerzengerade durch die einförmige indische Ebene. Der Zug hat eine Stunde Verspätung, und noch deutet nichts auf sein Näherkommen, so daß man hier noch eine weitere Stunde in Schatten der Wartehalle zubringen kann. Eine Menge Volk aus dem Land ringsumher hält sich schon einen halben Tag hier auf; denn die Zeit spielt für sie keine Rolle, und sie haben zu Hause weder Fahrplan noch Uhren. Wenn sich aus irgendeinem Grund die Notwendigkeit für sie ergibt, mit dem Zug zu fahren, so brechen sie irgendwann von Hause auf, machen die oft lange Fußwanderung nach der Station und warten dann in Geduld, bis der passende Zug einläuft. Ihre vielfarbige Kleidung gibt ein buntes Bild. Die Hemden, wenn sie solche haben, scheinen zwar im Anfang ihres Daseins weiß gewesen zu sein; die Farbigkeit der Szene aber rührt von den Turbanen her. Sie sind rot, gelb, blau, weiß oder grün, manche auch buntfarbig. Die Leute haben alle ein kleines Wassergefäß bei sich, diejenigen, die eine längere Reise vor sich haben, irgendwelches Gepäck, besonders Taschen aus Baumwolle. Da sitzt die ganze Familie, Vertreter von drei oder vier Generationen.

Die Frauen mit ihren hellen Kopftüchern, ihren funkelnden Armbändern und klirrenden Ketten an den Fußgelenken, scheinen mehr Reisefieber zu haben als die Kinder, die je nach ihrem Alter mehr oder weniger bekleidet sind. Zwischen den Gruppen drängen sich Verkäufer von Lebensmitteln, Süßigkeiten und den kegelförmigen indischen Zigaretten, ihre Waren auf Brettern oder geflochtenen Gestellen tragend, durch Drahtgesecht vor den Fliegen geschützt. Endlich fährt der Zug ein, und alles ist Lärm und Aufruhr. Ehe er noch hält, stürzt sich die Menge auf die Türen der Abteile 3. Klasse und versperrt den Aussteigenden den Weg. Aber im Augenblick ist dieser Hegenabbath wieder zu Ende, und die Aufmerksamkeit richtet sich nun auf den Haufen von Reisenden, die sich um die Trinkgelegenheit des Bahnhofs drängen. Ihre Trinkgefäße in den Händen lämpfen sie sich durch, um zu trinken, sich zu waschen oder ihre Zähne zu reinigen. Andere sammeln sich um die Lebensmittelverkäufer, die jetzt so in Anspruch genommen sind, daß sie keine Zeit mehr haben, ihre Waren wie bisher in hohen klagenden Tönen anzupreisen. Ein paar Eingeborene in auffallend sauberen Kleidern lagern an der Tür des Eiswagens. Es sind die Träger oder Diener europäischer Reisender, die Limonade verlangen. Da hat der Schaffner seine Unterhaltung mit dem Stationsvorsteher beendet, kommt aus dem Amtsräum und gibt mit seiner grünen Fahne das Zeichen. Glücklicherweise bestehen keine Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Zugführer und ihm; ein schriller Pfiff ertönt, der Zug zieht an, und das ganze bunte Leben ist erloschen.

Das erste deutsche Karikaturenblatt ist im Jahre 1848 von Ludwig Pfau in Stuttgart gegründet worden. Das jugendliche Alter Pfaus — er war am 25. August 1821 in Heilbronn geboren — hätte dem Blatt gleichwohl eine Zukunft gesichert, wenn Pfau selbst nicht am badischen Zustand lebhaften persönlichen Anteil genommen hätte. In der Folge wurde er nämlich zu 22jähriger Zuchthausstrafe verurteilt, doch gelang es ihm, ins Ausland zu flüchten. Bis 1852 lebte er in der Schweiz, dann in Paris. 1865 kehrte er nach Deutschland zurück, blieb aber bis zu seinem Tode (12. April 1894) ein leidenschaftlicher Gegner Preußens und sogar Bismarcks. Als er 1876 die preussische Kunstverwaltung publizistisch angriff, wurde er zu drei Monaten Haft verurteilt. Seine scharfe ausgeprägte Individualität läßt sich am besten in seinen tyrischen und politischen Gedichten erkennen. Die Nachwelt muß ihm aber schon deshalb dankbar sein, weil er ihr eine musterghiltige Uebersetzung von Claude Tilliers „Daniel Benjamin“ geschenkt hat, durch welche dieses vortreffliche und noch heute so außerordentlich beliebte Buch in Deutschland erst vollständig geworden ist.

Naturwissenschaft

Die Vermehrung der Parasiten. Wie kann aus einem Ehepaar in einem Jahre ein Volk von sechzig Millionen entstehen? Es gibt hierzu in der Natur ein Vorbild. Und in diesen Jahren, in denen die soziale Frage ein ganz anderes Gesicht hat, als das Jahrhundert vorher, werden wir für solche Vorbilder der ewig schaffenden Kraft ganz anderes Verständnis haben, denn je zuvor.

Es gibt einen kleinen Wurm, dessen Leben sich in folgender Weise abspielt. Er lebt als Schmaroher in Insekten, nachdem er sich zuerst in feuchter Erde schlecht und recht mit allerlei Abfällen durchgebracht hat. In diesen kümmerlichen Zeiten schließt er seinen Ehe-

band. Und dann segnet er das Zellliche. Aber seine Frau, die kleine Sphaerularia, wie sie von der Wissenschaft benannt wurde, denkt nicht ans Sterben. Von dem Tage an, an dem sie sich Mutter fühlt, beginnt sie einen neuen Beruf. Sie beginnt zu arbeiten. Frellich auf ihre Weise. Sie wandert in Insekten ein und zehrt an deren Mageninhalt. Mit solchem Erfolg, daß ihre Wirte mager werden und sie selbst dick und groß. Um das Hundertfache ihrer ehemaligen Größe wächst sie dadurch. Oder richtiger gesagt, nur ihr Eierstock wächst aus dem Körper heraus, schwillt an und erfüllt nun seinen unglücklichen Wirt mit Würmeiern, die durch ihn nun überall hin verbreitet werden. Schon nach wenigen Tagen entschüpft ihnen eine neue kleine Sphaerularia und das alte Spiel hebt von neuem an.

Ein einziger dieser Würmer kann dadurch Millionen von Nachkommen in die Welt setzen. Man hat sich die außerordentliche Mühe gemacht und hat nachgerechnet, daß jeder gewöhnliche Spulwurm (Ascaris), der auch im Menschen, vor allem aber so häufig in den Pferden lebt, daß es wohl überhaupt keines gibt, in denen nicht Spulwürmer zu finden sind, die enorme Fruchtbarkeit von 64 Millionen in einer Jahr erreicht. Darum sterben diese Schmaroher nie aus.

Jeder einzelne ist in der Welt der Schmaroher befähigt, zu einem großen und mächtigen Volk auszuwachsen — wie eine düstere Mahnung stellt die Natur dieses Bild uns vor Augen und erzählt damit im Gleichnis eines kleinen verachteten Wurmes die lange, alte und furchtbare Geschichte, worum auch die Menschheit ihre Schmaroher niemals wieder losgeworden ist.

Der heftigste Wollenbruch. Die Intensität der starken Regenfälle, wie sie in unseren Breiten fast nur im Sommer bei Wärmegewittern vorkommen, wird gewöhnlich erheblich überschätzt. Wenn während eines solchen wollenbruchartigen Regenschalles in der Minute 1 Millimeter Niederschlag fällt, so ist das schon außerordentlich viel, und die größten Niederschlagsmengen in der Minute, die in unseren Breiten überhaupt vorkommen, betragen nicht mehr als 1,1 bis höchstens 1,2 Millimeter. An tropischen Wollenbrüchen gemessen, sind das aber geradezu verschwindend geringe Werte. Welche ungeheuren Wassermassen in der heißen Zone pflöchlich vom Himmel stürzen können, zeigt ein außerordentlich intensiver Regenschall, der in der Nacht vom 28. zum 29. November 1911 in Porto Bello (Panama) vorgekommen ist. Bei diesem Wollenbruch wurde eine Regenmenge von 62,5 Millimeter in 3 Minuten registriert, also 20,8 Millimeter in einer Minute. Dieser Regenschall dürfte in bezug auf seine Intensität ohnegleichen gewesen sein. Auf die Frage, ob eine so rapide Kondensation des Wasserdampfes in der Atmosphäre überhaupt denkbar sei, ist zu erwidern, daß man eine aufsteigende Luftbewegung annehmen müsse, die die Regentropfen eine Weile am Herabfallen gehindert habe, und die dann, bei ihrem Schwächerwerden, die angesammelte, in Schwere gehaltene Wassermenge auf einmal niedergehen ließ.

Gesundheitspflege

Seife als Heilmittel. Zu den mannigfaltigen Heilmitteln der modernen Medizin gehört auch die Seife. Je nach ihrer Zusammensetzung läßt man sie sowohl innerlich wie äußerlich auf den Körper einwirken. Die innere Wirkung der Seife sucht man zu erzielen, indem man sie in Pillen oder in dünner Lösung zu Magenaußspülungen, die besonders bei Säurevergiftungen vorzügliche Dienste tun, verwendet, während sie äußerlich fast ausschließlich als heilendes wie auch desinfizierendes Mittel bei allerhand Hautleiden gebraucht wird. Unter den Seifen für den letztgenannten Gebrauch unterscheidet man feste Seifen, die Verbindungen höherer Fettsäuren mit Natron darstellen, sowie flüssige, in denen an Stelle des Natrons Kali enthalten ist. In ihrer desinfizierenden Wirkung ist die Seife nach einem Bericht in der „Mediz. Klinik“ allerdings nur unvollkommen, wenigstens dem 70prozentigen Alkohol gegenüber, der viel schneller in die Poren eindringt, wogegen die Seife den Schmutz und dergleichen gewissermaßen nur äußerlich von der Haut abzieht, was denn auch der Grund ist, weshalb spirituose Seifenlauge in der Regel nicht viel besser reinigen als wässrige.

Die Zusammensetzung der Heilseifen muß sich zunächst nach dem Fettgehalt der Haut sowie nach der Dicke der Hornschicht richten, so daß manchmal also wenig oder milde Seifen, manchmal aber auch eine reichliche Verwendung kräftigerer Seifen zuträglich ist. Außerdem hängt die Seifenwirkung auf die frische Haut davon ab, ob die Seife mit wenig oder viel warmem oder kaltem Wasser längere oder kürzere Zeit mit der Haut in Berührung kommt; maßgebend für ihre Wirkung ist auch oft, ob sie nur leicht abgewischt oder kräftig wogroffiert wird.

Bei den Kasserseifen ist die erste Forderung, daß sie vollständig reizlos sind und einen lange feilstehenden dicken Schaum bilden. Im allgemeinen ist die Seife als unmittelbare Trägerin von Heilmitteln weniger beliebt als die Säben und Pasten, und zwar vornehmlich deshalb, weil sie der Haut immer etwas Fett entziehen, dann auch, weil ihre Anwendungsart eine genaue Dosierung erschwert und schließlich, weil sich nur verhältnismäßig wenige Arzneistoffe richtig mit ihr verbinden lassen.